

28]

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

Der Friedel und die Angerl brachen mit herzzerreißenden Klagen nieder auf ihre Knie und überschütteten die Leiche mit Liebeslungen und zärtlichen Zurufen, wie im Leben niemals. Der Jakob blieb aufrecht wie ein Stamm. Später erst ging er hinaus in die Kapelle, und gleichsam, als wollte er es an der geheiligten Stelle seinen Vorfahren sagen, was über ihn gekommen, weinte er sich dort stille aus.

Am nächsten Tage ging er nach Sandeben, um für sein Weib die Glocken läuten und das Grab bereiten zu lassen. In ruhigem Ernste wiegten die Klänge hin in die Wälder. Das waren die Glocken, welche auch die Vorfahren zum Altare und zu Grabe geläutet hatten. Die Leute bei der Arbeit und auf den Gassen zogen ihren Hut vom Haupt und beteten ein Vaterunser für das hingeschiedene Mitglied der Gemeinde.

Als der Jakob nach den traurigen Bestellungen über den Kirchplatz ging, hielt ihn der Amtsbote an und sagte, wie froh er sei, daß ihm der Weg nach Altenmoos erspart werde und der Reuthofer die Sachen gleich selber mitnehmen könne. Zwei bläuliche Papierbogen waren es, der eine vom Steueramt, der andere vom Militärkommando. So oft der Staat sich beim Landmann meldet, will er etwas haben. Gleichwohl dachte sich heute der Jakob, kann es diesmal anders sein und es ist etwan gar die Befreiung da, für den Friedel.

Was auf dem Papier vom Steueramt steht, das weiß man. In der Schrift vom Militärkommando stand, daß der Friedrich Steuereuter binnen achtundvierzig Stunden sich bei seinem Regimente einzustellen habe, widrigenfalls er als Deserteur behandelt werden würde.

Bei einrückenden Rekruten ist es der Brauch, daß sie jauchzen. Der Friedel war dieser Sitte enthoben.

Er sollte das Haus verlassen zugleich mit seiner Mutter, die im Sarge lag. Bevor die Altenmoosermänner den Sarg hoben, sangen sie das übliche Todtenlied, in welchem die Hingeshiedene also spricht:

„Leb' wohl, Du Eh'mann, vertrauter,
Ich muß in das kühle Grab,
Ich bitte Dich wohl um Verzeihen,
Wenn ich Dich beleidigt hab'.

O trauert nicht, Freunde und Nachbarn,
Wir kommen einst wieder zusammen,
Jetzt hebt meinen Leib und tragt ihn
Zum Freithof hinaus im Gott'snam.

Auch Euch wird der Tod abfordern,
Ihr Lieben, und heut ist's an mir.
Auch Du mußt im Grabe vermodern,
Schon morgen vielleicht ist's an Dir.

Jetzt wird mich die Erde bald decken,
Ich wart' auf das jüngste Gericht,
Da wird die Posaune mich wecken
Zu Jesu ins ewige Licht.“

Nach diesem Gesänge, der von den Umstehenden mit tiefen halblauten Stimmen abgesungen wurde, hoben sie den Sarg. Der Zug bewegte sich aus dem Hause und mit ihm ging der Friedel.

Ein alter Mann, der auch mit war und sich bei den Leuten auskannte, der flüsterte während des lauten Gebetes seinem Nebenmann zu: „Wir haben heute zwei Leichen bei uns.“

„Wie so?“

„Die eine wird getragen, die andere geht zu Fuß.“

Mit der letzteren meinte er den blaffen Burschen, der sich zwar bemühte, stramm aufrecht zu bleiben und der Sonne schuld zu geben, wenn er unterwegs den Hut vor die Augen hielt, dem aber doch anzumerken war, was in ihm vorging.

Der alte Mann fuhr in seinem Geflüster fort: „Heute geht's noch, heute hat er zwei Wölfe in sich, da frißt der eine an dem anderen. In vier Wochen, wenn auf der Mutter Grab das erste Gras wächst, wird das Leid um die Mutter

aufhören zu nagen. Aber das Heimweh! Das Heimweh! Es wird so sein. Es wird gewiß so sein. Er ist des Jakob's Sohn.“

Als sie an den Steppenhof kamen, setzten sie auf der Brücke den Sarg nieder, wie es Sitte war, wenn sie einen Todten davontrugen, und stimmten auch hier ein altes Lied an, in welchem der Todte Abschied nimmt von der Heimath:

Mein Altenmoos, behüt' dich Gott!
Nun muß ich dich verlassen;
Sei mir bedankt für Speis und Trant
Auf meiner Pilgerstraten.
Und sei bedankt für Dach und Fach,
Nun muß ich Urlaub nehmen,
W'hiüt' Gott, bis du am jüngsten Tag
Zu Aschen wirst verbrennen.“

Auch Friedel's Herz klang mit: „Mein Altenmoos, behüt' dich Gott!“

Als sie auf dem Kirchhofe den Sarg mit Striden in die Tiefe senkten, duckte sich hinter einem Bretterkreuze Furchenbauer's Jderl und wußte sich vor Schluchzen nicht zu fassen. Sie weinte um den Todten, der auf den Füßen stand. Als Friedel nach dem Begräbnisse an ihr vorüberstrich, tastete er ein wenig gegen ihre Hand und sagte mit heiserer Stimme: „Geh, begleite mich.“

„Das darf nicht sein,“ antwortete das Mädchen, „Du mußt jetzt mit Deinem Vater und Deiner Schwester gehen. Bleib' gesund, Friedel, und halt' Dich fest. Wir werden noch lange beisammen sein all zwei. Da — da — verlier's nit. Behüt' Dich Gott!“

Einen Silberthaler hatte sie ihm in die Hand gedrückt.

Als die Leute aus Altenmoos im Dorfwirthshause gegessen, getrunken und allsamt ein lautes Gebet verrichtet hatten für die arme Seele derjenigen, die man zur Erde bestattet, verabschiedete sich der Friedel von seinen Bekannten. Dann nahm er sein blaues Handbündel und ging. Sein Vater, seine Schwester Angerl und ihr Mann, der Florian, begleiteten ihn hinaus bis zu den zwei Ahornen, wo sich das Wiesenthal einengt und die Straße zwischen Waldbergen und neben der stillwogenden Freising davongeht. Sie wußten unterwegs nichts mehr zu reden, es war alles schon besprochen und wiederholt besprochen worden, und Einiges wiederholten sie nun noch einmal. Als der Vater Jakob an einem Holzstock zurückblieb, um seine locker gewordenen Schuhriemen zu binden, eilte die Angerl mit dem Bruder voraus und hub neuerdings zu weinen an.

„Noch ein Anliegen habe ich halt“, schluchzte sie dem Friedel zu.

„Schwester!“ sagte der Friedel weichmüthig.

„Dem Vater getrau' ich mir's gar nicht zu sagen“, fuhr sie fort. „Er wird jetzt wohl bald ganz allein sein zu Altenmoos. Wir werden auch fort müssen. Es wird nicht lange mehr möglich sein, daß wir uns halten. Du glaubst es gar nicht, wie uns der Waldmeister auffällig geworden ist. Wo er uns was anthon kann, da thut er's. Jetzt versagt er uns auch die Waldfreien. Ueber den Hag her ist ein Zaun gestanden, daß unser Vieh nicht in die Baumschul' des Kampelherrn hat kommen können. Den Zaun hat der Waldmeister wegreißen lassen und gestern hat er uns zwei Kühe, die in den Hag gegangen sind, davongetrieben. Oben hat er von der Schlucht das Wasser herausgeleitet, wegen der Wiese, sagt er, aber jetzt rinnt es über unsern Weg herab und hat schon Löcher ausgerissen, daß man eine Heufohr kunn hineinwerfen. Du weißt es, Florian,“ fuhr die junge Bäuerin nun zu ihrem Manne gewendet fort, „wo Du Dich wehst, da ist er mit dem Abstößen da. Wir steden mitten im Kampelherrn, er kann uns ersticken, wann er will, wir haben schon heut' keinen Athem. Zu Altenmoos ist kein Bleiben mehr.“

„Angerl,“ unterbrach sie der Florian, „wir wollen dem Friedel nicht auch noch mit unserer Sach' hart machen. — 's wird schon wieder besser werden und bis Du heimkommst, Schwager, findest Du uns vielleicht heraußen auf der Sandeben oder wo. Komm halt bald zurück, wir wünschen Dir nur den lieben Gesund.“

Jetzt war auch der Vater nachgekommen und sie hatten die zwei Ahorne erreicht. Dort blieben sie ein wenig stehen, dann begleitete der Friedel seine Leute wieder eine

Strecke zurück. Hernach verabschiedete er sich von Schwester und Schwager. Der Vater sagte, er habe Zeit und er gehe noch einmal mit dem Friedel bis zu den Hornen. Dort angekommen, standen sie eine Weile und der Bursche war beschäftigt, mit seiner Schuhspitze ein Steinchen aus dem Radgeleise zu schnellen. „Ja also,“ sagte er plötzlich, „einmal muß es sein. Nur was ich noch sagen wollt', Vater. Ihr seid nicht mehr so bei Kraft, lasset Euch leichter geschehen daheim. Nicht gar zu arg abmühen. Für wen denn auch?“

„Friedel!“ fuhr jetzt der Jakob fast hastig auf, als ob des Sohnes Wort in seiner Seele eine Schleiße geöffnet hätte, „was denn? Ich muß ja Dein Vaterhaus hüten! Du versprich mir eins, mein lieber Sohn: bleib uns getreu! Und der Heimath, mach' ihr keine Schand'. — Das Geld hast gut eingesteckt? So, in Gottesnamen!“

„Aufs Wiedersehen, Vater. Behüt' Gott!“

So sind sie auseinandergegangen. Keiner hat mehr zurückgeschaut auf den Anderen.

Aber als der Friedel so dahinschritt, der weiten fremden Welt zu, da ward ihm das Herz schwerer und schwerer und er vermochte nicht mehr, es weiter zu tragen. Einen Seitenweg schlug er ein, der nicht gegen die Kreisstadt führte, und als es Abend ward und die Sterne am hohen Himmel leuchteten, schlich er in Sandeben gegen den Furchenbauernhof. Die Jderl erschrak fast zu Tode, als er an ihrem Fenster klopfte.

„Ich muß noch ein Wort reden mit Dir,“ sagte der Bursche. „Jderl, wie kannst Du mir so was anthun! Willst mir schon ein Ungedenken mitgeben, so . . .“

„Jetzt weiß ich aber heilig nicht, was Du da redest,“ versetzte das Dirndel.

„Ein Blattel aus Deinem Gebetbuch, ein Ringel oder so was, ich hätt's in Ehren gehalten von Dir. Aber ein Geld! . . . Da hast es wieder, sei so gut, nimm's zurück.“

Jetzt hätte sie bald einen Lacher gethan. „Schon Soldat sein und noch so kindisch!“ lachte sie. „Ja meinst Du denn, ich hab' Dir einen Thaler Trinkgeld schenken wollen? Für was denn? Geld schenk' ich keins her. Hättest Du Dir das Stückel erst einmal angeschaut. Ein Frauenbildelthaler! Ist die Mutter Gottes drauf, ist hoch geweiht und stammt von den heiligen drei Königen! Ich hab' den Weihthaler von meiner Großmutter selig; wie sie gestorben ist, hat sie mir ihn gegeben und wer ihn an seinem Leib trägt, dem kann kein Unglück widerfahren.“

„Und den willst Du hergeben?“ fragte der Friedel.

„Ich will ihn nur Dir geben. Du mußt weit fort, Du kannst in allerhand Gefahren kommen.“

„Jderl,“ sagte er, „Du mußt ihn selber behalten, Du kannst auch in Gefahren kommen.“

„Oh, Lapperl!“ sagte sie, „was werd' denn ich daheim viel in Gefahren kommen! Bei uns ist nichts. Du kannst in den Krieg müssen, verhoff' wohl, daß es nicht dazu kommt, aber ich meine nur, und da möcht' doch was geschehen. Nimm ihn, Friedel!“

Er wollte jetzt etwas sagen und wußte nicht recht, wie er's anstellen sollte, daß es schicksam herauskommt. Er hat seine besonderen Besorgnisse, die ihm das Fortgehen schwer machen. Nun streichelte er ihre Hand und sagte stotternd: „Wenn Du mich lieb hast, Jderl . . . wenn Du mich lieb hast, so behalt' ihn. Schau, wenn Du auch daheim bist, wenn auch! Dir kann doch was geschehen, ich — ich bin weit weg von Dir . . .“

Sie verstand ihn nicht, sondern wehrte sich, als er ihr den Weihthaler zurückgeben wollte. So rechteten sie eine Weile um den Talisman, daß ihn einer dem andern zuschanze. Plötzlich warf er seinen Arm um ihren Nacken, preßte ganz rasend wild seine Wange an die ihre, stieß das Wort „Behüt' Dich Gott!“ heraus und lief davon. Das Mädchen fühlte in demselben Augenblick an dem Busen etwas Kaltes hinabrieseln, und da war's der Thaler, den er ihr meuchlings hineingesteckt hatte.

Und so ist der Friedel, des Jakob's Sohn, ohne Schutz und Schirm fortgezogen in die weite, wildstürmische Welt.

Der Jakob hatte auf dem Heimweg in sein Altenmoos den Stod fest eingeseht. — „Das ist heute ein Tag!“ jagte er zu sich selbst, denn wenn der Mensch keinen Genossen mehr hat auf der Welt, so muß er mit sich allein reden. „Da hätt' ich gemeint, von solchen Unglücken wäre eins allein nicht zu ertragen, und jetzt sind mir auf einmal

zwei aufgeladen und ich fall' nicht zu Boden. Der Mensch kann was aushalten, wenn es sein muß. Jetzt geh' ich heim.“

Und daheim, wie war es? Der alte Luschel-Peterl, ein paar Mägde und ein Hirtenjunge machten seinen Hausstand. Lauter fremde Leute, aber sie ließen sich mit Fleiß angelegen sein, dem Hausvater das große Kreuz nach Kräften tragen zu helfen. Als er heimkam, stand sein Lieblingsessen, Eierkuchen mit Specksalat, auf dem Tisch. Die Stube war in bester Ordnung. Der alte Peterl hatte sich den ganzen Tag vorgenommen, dem Jakob, wenn er heim komme, recht aus Herzensgrund die Hand zu drücken. Es war ihm mehrmals ums Weinen gewesen, aber — dachte er sich — sparrt es auf, bis der Bauer heim kommt, vielleicht freut es ihn, wenn er sieht, wie sein Glend auch Dir hart zu Herzen geht. Als nun in der Abenddämmerung der Jakob schwer auf den Stod gestützt daher wankte, da brach dem alten Knaben das Schluchzen so plötzlich und heftig hervor, daß er aufgröhlte, wie ein verwundetes Thier und dann eilends in den Winkel kroch, weil er sich schämte.

„Peter,“ sagte der Jakob und ging ihm nach, „was ist Dir widerfahren?“

„Die Bäuerin!“ wimmerte der alte Knecht, „der Friedel!“ Er preßte den Arm an die Wand und weinte in seinen Ellbogen hinein.

„Peter,“ sagte der Jakob und seine Stimme war heiser zum Versterben, „Du hast solche Sachen ja Dein Lebtag schon viel gesehen.“

„Das wohl, Bauer, das wohl,“ antwortete der Alte und rieb sich mit dem Arm derb das Feuchte vom Gesicht, „hab' wohl gewiß meiner Tag schon an dreihundert Gestorbene hinausgeleitet. Auch schon viel Soldaten fortgehen gesehen. Aber so was mag halt der Mensch frei gar nit gewohnt werden. Und jetzt die Bäuerin, dem Haussohn . . . Geh in die Stuben, Bauer, geh was essen. Hungerig und müd' wirst sein. Gewiß auch noch.“

Freilich, freilich hat sie ihm wohlgethan, diese Theilnahme der Seinen, die doch nicht die Seinen waren. War's nicht die Heimath, die mit ihm empfand? Schaute nicht jeder Baum und Strauch und Stein, jeder Pfosten an seinem Hause traurig auf ihn her? — Der Jakob ging in die Kapelle, wo die Leichbretter an die Wand genagelt waren. Dort kniete er nieder in dem Kreis der Seelen aller, die aus dem Neuthofe hinausgestorben waren, und dort sagte er die Worte: „An neun Vorfahren sind angemerkt dahier. Sind alle gewesen und ist keiner mehr. Eine lange Kette von Leiden und Sterben bis zu mir herauf. Was soll ich's anders haben wollen. — In Gottesnamen, morgen will ich wieder an die Arbeit.“

(Fortsetzung folgt.)

Technische Rundschau.

(Moore's Vacuumvibrator und neue Vacuumröhren-Beleuchtung. Elektrische Pflügerverfuche. Elektrokultur.)

Eine neue, sehr vollkommene Beleuchtungsart, welche alles Bisherige in den Schatten stellt, soll in Amerika von Herrn M. C. Farlan Moore erfunden sein. Verschiedene Zeitungen rühmen seinem neuen Lichte nach, daß es das Tageslicht völlig ersetze und frei von jeder Wärmeentwicklung sei; auch Herr Moore selbst ist von dem Werth seiner Erfindung so überzeugt, daß er in einem Vortrag, den er in dem „American Institute of Electrical Engineers“ über dieselbe hielt, selbstbewußt aussprach, augenblicklich zwar sei sein Licht noch das der Zukunft, sehr bald jedoch würde es das Licht der Gegenwart sein. Diese überschwänglichen Hoffnungen vermögen wir zwar nicht zu theilen, so wenig wie wir in dem vor einigen Jahren von Herrn Tesla erzeugten Licht das Licht der Zukunft, wenigstens der einigermaßen absehbaren Zukunft, zu erblicken vermögen; doch lohnt es immerhin, auf das Prinzip der neuen Erfindung einzugehen.

Fast überall, wo wir Licht sehen, empfinden wir auch Wärme. Die Sonne sendet uns außer ihrem Lichte auch die Wärme zu, die wir zum Leben nötig haben; das Petroleum, das Gaslicht, das elektrische Bogen- und Glühlicht sind von erheblicher Wärmebildung begleitet. So angenehm für uns der Umstand ist, daß die Sonne nicht bloß leuchtet, sondern auch wärmt, so überflüssig und oft direkt unangenehm ist es, daß wir bei den künstlichen Lichtquellen auch Wärme erhalten. Denn abgesehen davon, daß uns die Wärme da, wo wir Licht haben wollen, meist sehr unnötig ist, so ist sie auch stets ein Zeichen von übler Verschwendung. Wie wir Wärme nicht aus nichts erzeugen können, so müssen wir auch, wenn wir Licht herstellen wollen, Arbeit in irgend einer Form aufwenden. So wird beim elektrischen Licht erst der Strom erzeugt, dessen Energie (Arbeitsfähigkeit) dann erst in Licht umgesetzt, verwandelt wird. Verwandelt sich hierbei ein Theil der Stromenergie auch in Wärme, so muß die Beleuchtung notw-

wendiger Weise weniger intensiv sein, als sie wäre, wenn die gesammte Energie des Stromes in Licht verwandelt werden könnte. Das Ideal einer elektrischen Beleuchtung wäre also eine solche, bei der gar keine Spur von Wärme entstände, sondern der gesammte elektrische Strom lediglich zur Beleuchtung ausgenützt würde.

Elektrische Lichterscheinungen, bei denen die entstehende Wärme im Vergleich zu derjenigen, die beim Bogen- und Glühlicht entsteht, sehr gering und verschwindend ist, sind diejenigen in den sogenannten Geißler'schen Röhren; Röhren, in denen die Luft oder andere Gase, die in ihnen enthalten waren, stark verdünnt ist, und die beim Hindurchgehen einer elektrischen Entladung eigenthümliche, schöne Lichterscheinungen zeigen. Zur Hervorbringung derselben genügt der elektrische Strom, der von einer galvanischen Batterie erzeugt wird, im allgemeinen nicht, weil er gewöhnlich zu niedriger Spannung*) hat; man wendet vielmehr sogenannte Induktoren an, durch die man Ströme von höherer Spannung erhält. Sie beruhen auf der von Faraday entdeckten Thatsache, daß in einer Drahtleitung ein sehr kurze Zeit dauernder elektrischer Strom, ein sogenannter Induktionsstrom entsteht, sobald in ihrer Nähe ein Strom erzeugt oder beseitigt wird, der Strom einer Batterie, wie man sich ausdrückt, geöffnet oder geschlossen wird. Die Hauptbestandtheile des Induktors sind daher eine primäre Drahtspule, welche den Strom von der Batterie oder einer Dynamomaschine enthält, die Induktionspule, in der die Induktionsströme entstehen, und ein selbstthätiger Unterbrecher, der den Strom etwa 1000 mal in der Sekunde öffnet und wieder schließt, so daß die Induktionspule in der Sekunde von etwa 1000 abwechselnd gerichteten Strömen durchflossen wird. Sind die Enden der Induktionspule zu einer Geißler'schen Röhre geleitet, so treten in dieser die erwähnten Lichterscheinungen auf, und zwar werden sie um so heller und glänzender, je schneller, schärfer und plötzlicher die Unterbrechung vor sich geht.

An diesem Punkte setzte Herr Moore an, und seine Erfindung besteht im wesentlichen aus einer Abänderung des sonst gebräuchlichen selbstthätigen Unterbrechers, die man vielleicht am besten als *Vacuumvibrator* bezeichnet. Das Prinzip der selbstthätigen Unterbrecher beruht auf folgendem: Der elektrische Strom, der ein Stück weiches Eisen in mehrfachen Windungen umfließend, dieses zu einem Magneten macht, wird durch eine feine Spitze auch durch den Eisenanker geführt, der von dem Elektromagneten angezogen wird; bei der Anziehung des Ankers durch den Elektromagneten trennt sich der erstere von der Spitze, so daß die Stromleitung unterbrochen ist. Sobald nun der Strom aufhört, verschwindet auch der Magnetismus des Elektromagneten, dieser läßt seinen Anker los, der nun wieder gegen die Spitze anschnellt, dadurch den Strom wieder schließt, worauf das Spiel von neuem beginnt. So wird der Anker in ständiger Vibration hin und her bewegt. Diese Anordnung ändert Herr Moore dahin, daß er den eisernen vibrierenden Anker mit der auf ihm spielenden Spitze in eine Röhre einschließt, aus der die Luft möglichst vollständig entfernt ist (*Vacuumröhre*). Je vollkommener dies gelungen ist, um so schneller erfolgt die Stromunterbrechung, und Herr Moore erreicht mit seinem *Vacuumvibrator* etwa sechsmal so häufige Unterbrechung in der Sekunde, als sie beim gewöhnlichen Unterbrecher statt hat. Die so erzeugten Induktionsströme bringen dann in Geißler'schen Röhren, die man auch *Vacuumröhren* nennt, weil sie ebenfalls nur verdünnte Gase enthalten, schöne Beleuchtungseffekte hervor. Eine etwa zwei Meter lange, fünf Zentimeter weite Röhre giebt ein strahlendes, weißes Licht, das an Intensität dem einer Glühlampe nicht nachsteht. Der Saal, in welchem Herr Moore seine Erfindung vorführte, wird gewöhnlich durch 22 Glühlampen erleuchtet; an jenem Abend erhielt er sein Licht durch 27 Moore'sche *Vacuumröhren*, wodurch eine angenehme, gleichmäßige Helligkeit verbreitet wurde.

Kann man dieser Art der Lichterzeugung auch die Möglichkeit einer weiteren Vervollkommnung und vermehrter Anwendung in Zukunft nicht abprechen, so berechtigt sie bisher doch keineswegs zu den überschwänglichen Hoffnungen, denen Herr Moore sich hingiebt und worin ihm manche Tageszeitungen folgen. —

Die Produktionsformen bestimmen in erster Linie die gesammten sozialen Verhältnisse einer Epoche: Das ist der erste Grundsatz der materialistischen Geschichtsauffassung; aber umgekehrt wirken doch auch die gegebenen Zustände bestimmend ein auf die Richtung, in welcher die Produktionsformen sich ändern. So hat die kapitalistische Produktionsweise ein Abströmen der ländlichen Bevölkerung in die Industriebezirke hervorgerufen, und die Verödung des Landes, der Mangel an billigen Arbeitskräften fordert gebieterisch das Eindringen der Maschinen auch in diese zum großen Theil noch in sehr primitiven Formen arbeitenden Betriebe. Als ein Zeichen dafür kann auch das Preisausschreiben angesehen werden, das die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft für *Kraftpflüge* erlassen hat, d. h. für solche mechanischen Vorrichtungen, mittels deren ohne Anwendung thierischer Kräfte gepflügt werden kann. „Der Hauptzweck der anzustellenden Versuche ist die Prüfung der durch Elektrizität betriebenen *Kraftpflüge*“, heißt es in dem Ausschreiben; denn die Elektrizität ist ja in erster Linie für eine mechanische

Kraftübertragung auf größere Entfernungen geeignet, wie sie in landwirthschaftlichen Betrieben notwendig sein wird. Uebrigens handelt es sich hierbei nicht um etwas vollständig Neues; vor 17 Jahren sind bereits in Frankreich elektrische Pflügeversuche angestellt worden, durch die die Möglichkeit dieser Methode durchaus erwiesen wurde. Später ist Berner Siemens ein elektrischer Pflug patentirt worden; auch hat die Firma Siemens u. Halske noch vor einem Jahre in den Provinzen Hannover und Hesse-Cassel, die Firma Schuchert u. Co. bei Wernemünde elektrische Pflügeversuche angestellt, die recht befriedigende Resultate lieferten. Allerdings befindet sich auf diesem Gebiete noch alles im Stadium des Versuches, und der Technik erwachsen schwierige Aufgaben; falls sich Akkumulatoren nicht verwenden lassen, werden sehr lange Leitungen notwendig werden, die außerdem so eingerichtet sein müssen, daß mindestens ein Theil leicht und bequem von einem Feld auf ein anderes verlegt werden kann. Doch handelt es sich, wie schon aus den bisherigen Versuchen hervorgeht, nicht um unüberwindliche Schwierigkeiten, so daß die Frage infolge der gegebenen Anregung hoffentlich eine wesentliche Förderung erfahren wird.

Wir wollen noch bemerken, daß auch auf andere Weise die Elektrizität dem Landbau zu gute kommen kann. Der russische Professor Martewitsch - Irdko beschäftigt sich seit vielen Jahren damit, den Boden durch Zuführung atmosphärischer Elektrizität ertragreicher zu machen. Er stellt auf einem Hektar 10 bis 15 Auffangestangen nach Art von Blitzableitern auf, von denen metallische Leitungen zu Zinkplatten führen, die in den Boden versenkt sind. Die in den Boden geleitete Elektrizität wirkt durch Auslockerung desselben, sowie durch chemische Zersetzung mancher Bestandtheile, wodurch den Pflanzen ihre Nahrungstoffe bequemer zugänglich werden, günstig ein; wenigstens giebt Herr M.-I. an, daß er durch solche Elektrokultur bei manchen Feldfrüchten um 20 bis 50 pCt. höhere Beträge bei der Ernte erhalten habe. — Bt.

Kleines Feuilleton.

— **Schönliche Millionär-Praktiken.** Die Vereinigten Staaten von Nordamerika werden durch die großen Eisenbahn-Gesellschaften jährlich um 10 000 000 Dollars (42 Millionen Mark) beschwindelt. Die Eisenbahn-Gesellschaften rechnen nämlich der Regierung 32 000 000 Dollars per Jahr für die Beförderung der Bundespost, obwohl sie nur 22 000 000 Dollars zu fordern hätten. Dazu kommen noch die Gehälter der Bahnpostbeamten und fast 3 500 000 Dollars an Miete für Postwaggons, eine Summe, für welche alle Postwaggons, die im Betriebe sind, gekauft werden könnten. Die Summe, welche jede Bahn für die Beförderung der Post bekommt, wird in der Weise festgestellt, daß alle vier Jahre einen Monat lang die Postsachen, welche über die betreffende Linie gehen, jeden Tag gewogen werden. Nach dem Durchschnittsquantum wird alsdann die Summe berechnet, welche die Bahn zu fordern hat. Die Bahnen wissen aber immer ganz genau, in welchem Monat die Gewichtsprobe vorgenommen wird und setzen alle Hebel in Bewegung, um für den betreffenden Monat eine enorme Menge von Postsachen zur Beförderung zu erhalten. So setzte im vorigen Jahre die Seaboard Air-Linie folgenden Schwundel in Scene: Ein gefälliger Bundes-Senator überwieß zu Beginn des Monats, in welchem der Wiegeprozeß stattfinden sollte, der Seaboard Air-Linie unter Benutzung seines Rechts freier Postbeförderung nicht weniger als 300 Sack mit öffentlichen Dokumenten zur Beförderung. Jeder Sack wog mindestens 125 Pfund. Diese 300 Säcke trieben sich einen ganzen Monat auf der Bahn herum. Die Bahnbeamten spielten förmlich Fangball damit. An einer Station wurde z. B. eine bestimmte Anzahl von Säcken abgeladen. Am nächsten Tage schickte der betreffende Beamte dieselben Säcke an seinen Nachbar. Wenn man nun bedenkt, daß die Regierung durchschnittlich 9 Cents die Tonne per Meile bezahlt, so kann man sich leicht ausrechnen, was allein dieses Experiment des gefälligen Bundes-Senators dem Staate gekostet hat. —

Erziehung und Unterricht.

h. s. Lehrer des Volkes oder Diener des Pfarrers? Man kann wirklich im Zweifel sein, für welche der beiden Thätigkeiten ein Volksschullehrer heutigen Tages denn eigentlich da ist, wenn man eine im Jahre 1893 erlassene Dienst-anweisung des sachsen-altenburgischen Kultusministeriums liest. In derselben werden, wie der „Päd. Ztg.“ mitgeteilt wird, dem Lehrer nachstehende Einzelverrichtungen zur Pflicht gemacht: „Die Nummern der zu singenden Kirchenlieder hat er von dem Pfarrer zu der von diesem bestimmten Zeit selbst abzuholen, um dabei zugleich noch andere etwa nöthigen Anordnungen derselben entgegenzunehmen. . . . Es ist darauf zu halten, daß die für den Gottesdienst bestimmten Choräle so zeitig durch den Lehrer abgeholt werden, daß er sie nöthigenfalls mit den Schülern vorher noch kürzlich einüben kann.“ Ferner wird vom Lehrer verlangt: Anstecken oder Anschreiben der Lieder, Vertretung des Pfarrers durch Lese-Gottesdienste, Begleitung des Pfarrers bei Amtshandlungen, Tragen der Gefäße, Aufertigung der Liste derer, welche zur Beichte kommen wollen, und persönliches Aufbringen dieser Liste zu der vom Pfarrer bestimmten Zeit, Ueberblick über Kirchengebäude und Gerätschaften, Reinigung der Abendmahls-Gefäße, Unterführung des Pfarrers bei Führung des Kirchenbuchs nach Anweisung des Pfarrers. Der Schluß der Dienst-

*) Die Spannung eines elektrischen Stromes ist nicht mit seiner Stärke zu verwechseln; vergleicht man eine elektrische Strömung mit einer Wasserströmung, so würde die Spannung etwa den Druck darstellen, durch welchen und unter welchem das Fließen erfolgt.

Kuweisung lautet: „Wenn dem Lehrer nach der Matrikel oder nach dem Herkommen oder infolge seiner persönlichen Befallung noch eine oder die andere kirchliche Berrichtung oder sonst ein Geschäft obliegt, so hat er es unweigerlich zu verrichten und sich nicht darum, weil desselben in dieser Dienstauweisung keine Erwähnung geschehen ist, von demselben für entbunden zu halten.“ —

Anatomisches.

— In das öffentliche Krankenhaus von Florenz wurde vor einigen Tagen der vierundsechzigjährige Bäckermeister Ferdinando Picchianti aufgenommen, weil er an Wassersucht litt. Zu ihrem großen Erstaunen stellten die Aerzte an dem Kranken fest, daß er sein Herz nicht auf der linken, sondern auf der rechten Seite der Brust habe. Da diese Erscheinung zu den allergrößten Seltenheiten gehört, so will man an dem Kranken umfassende Versuche mit Röntgenstrahlen anstellen, um womöglich von seiner ganzen inneren Struktur ein deutliches Bild zu gewinnen: Picchianti hat unter der falschen Lage seines Herzens bisher nicht zu leiden gehabt und war sich gar nicht bewußt, daß er das Herz am falschen Flecke habe. —

Aus dem Thierreiche.

— Im Verein zur Förderung des naturhistorischen Museums in Köln sprach unlängst Professor Venkes über die Gehörorgane im Thierreich. Wir entnehmen dem Vortrage nach einem Bericht der „Köln. Ztg.“ folgendes: Zweifellos auf Schallwellen reagirende Organe einfacher Art sind bei einzelnen Meerestrebsen festgestellt. Es sind dies Härchen, die, einzeln oder in Gruppen geordnet, frei auf den Häutchen von Oberhautzellen stehen und freie Hörhaare genannt werden. Bei den meisten höheren Krebsen sind solche Hörhaare in großer Zahl in je einer tiefen Grube am Grunde eines Fühlerpaares zusammengedrängt. In diesen Gehörgruben aber befinden sich fast stets kleine Fremdkörper, meist Sandkörnchen, Dololithen oder Gehörsteinchen genannt, die entweder als Dämpferapparate zu betrachten sind oder, was wahrscheinlicher ist, dem Gleichgewichtssinne dienen. Bei Quallen findet man am Umkreise ihres Scheiben- oder glockenförmigen Körpers die sogenannten Gehörblöschchen, in denen ein Dololith auch wohl dem Gleichgewichtssinne dienlich ist. Geschlossene Gehörblöschchen beobachtet man bei zahlreichen Weichthieren und niederen Krebsen. Daß auch diese zu gleicher Zeit dem Gehör- und Gleichgewichtssinne dienen, wird wahrscheinlich dadurch, daß der Geißelkrebß neben seinen freien Hörhaaren, die unzweifelhaft der Gehörfunktion dienen, noch ein paar Dololithenblöschchen in seiner Schwanzlosse besitzt. Was die Insekten anlangt, so finden sich, wenigstens bei einigen derselben, sogenannte tympanale Organe, denen die Funktion des Hörens zugeschrieben ist. Die Vervollkommnung, die wir im Gehörorgan der Wirbelthiere wahrnehmen, zeigt sich vorzugsweise erstens in einer Vergrößerung der die Nervenendigungen tragenden Fläche, und zweitens in einer veränderten Form. Dazu kommt, daß auch die Lage des Gehörorgans der Wirbelthiere eine charakteristischere wird, da dasselbe bei diesen stets im Schädel liegt, während bei den Wirbellosen die verschiedensten Körperteile das Gehörorgan bergen können. Embryonale Entwicklungen zeigen, daß bei den Wirbelthieren das Gehörblöschchen zu einem komplizierten Gehörorgan wird, das im wesentlichen besteht aus dem Gehörlabyrinth, der Paukenhöhle, dem Trommelfell, der Ohrtrumpete oder Eustachischen Röhre, dem äußeren Gehörgange und der Ohrmuschel. Diese Weiterentwicklung hat sich der Lebensweise der Thiergruppen und den dadurch bedingten Bedürfnissen aufs genaueste angepaßt. Ganz besonders bemerkenswerth ist der Umstand, daß bei vielen Knochenfischen der häutige Vorhof des Labyrinths mit der Schwimmblase in Verbindung steht. Dadurch erscheint es unzweifelhaft, daß auch bei diesen auf der untersten Stufe stehenden Wirbelthieren das Gehörorgan hauptsächlich zur Empfindung von Geräuschen und Erschütterungen sowie als Gleichgewichtsorgan dient. —

Geographisches.

— Von der Tiefe des Meeres. In den am wenigsten tiefen Meeren zählt man die Ostsee, deren größte Tiefe 427 Meter beträgt, sowie auch die Nordsee, welche 898 Meter erreicht. Hierauf kommt das südliche Eismeer und das Schwarze Meer mit einer ungefähren Tiefe von 2820 Metern und das Japanische Meer mit 3000 Metern. Das Chinesische, Mittelländische und das nördliche Eismeer mit 4293, 4400 und 4846 Metern. Es folgen dann mit 6260 Metern das Antillenmeer, mit 6295 Metern der Indische Ozean und mit 7870 Metern der Südpazifische Ozean. Die größten Tiefen werden erreicht von dem südlichen Theil des Stillen, dem nördlichen Atlantischen und dem nördlichen Theil des Stillen Ozeans, in welchen man Tiefen von 8181, 8341 und 8516 Metern gefunden. —

Humoristisches.

— Zettel weitergeben! Das Wiener „Fremdenblatt“ erzählt folgendes Geschichtchen: Allzu große Vorsicht schadet oft. Das zeigte sich bei der letzten Premiere des Theaters in der Josefstadt. Man gab zum ersten Mal „Die Ladenmamsell“. Das Stück gefiel wirklich; nichtsdestoweniger wollte der besorgte Claquechef ein übriges thun, namentlich für den zweiten Akt. So sah man denn während dieses Aktes einen Biletteur auf zwei im Hause heimische Herren zugehen, die auf der ersten Gallerie saßen. Der Diener

übergab den beiden Herren einen zusammengefalteten Zettel, auf dem die Worte standen:

Zettel weitergeben!!!

Nach zweiten Akt lange applaudiren!!!

Die Empfänger des Zettels, der die Kampparole für die Klaque des Abends enthielt und selbstverständlich nur für die auf dieselbe Eingeschworenen bestimmt war, gaben ihn thatsächlich weiter. Doch — wie es kam, weiß man heute noch nicht — der Zettel kam auch ins Publikum! Ein Mann von der Klaque hatte sich offenbar geirrt und den Zettel an seinen Nebenmann gegeben, ohne in der Hitze des Gefechts sich zu überzeugen, ob der Nachbar ein Eingeschworener sei oder nicht. Das betreffende Mitglied des wirklichen Publikums nahm aber den Zettel aus Spaß ernst und ließ nun die Klatschlosung thatsächlich zirkuliren. Und als es zum Schluß des 2. Aktes kam, da handelte die ganze erste Gallerie im Sinne der Parole, die da lautete: „Nach zweitem Akt lange applaudiren.“ Einem Besucher des Paterres währte aber der Enthusiasmus der ersten Gallerie gar zu lange und so schrie er hinaus:

„Warum hört Ihr denn noch immer nicht auf, 's ist ja schon genug!“

Da beugte sich ein behäbiger Josefstädter über die Brüstung herab und rief lachend zurück: „Aber wir müssen ja lang applaudiren: auf unsern Zettel is 's so gestanden!“

Und dabei hielt er das Papier hoch in die Höhe . . .

Vermischtes vom Tage.

— Die farbigen Lampenschirme werden jetzt von den Aerzten heftig betämpft. Die Aerzte behaupten, daß die Farben die Ursache mannigfacher Augenleiden seien. Das Sonnenlicht, dem das menschliche Auge angepaßt ist, ist weiß. Jede andere Farbe, die das Licht annimmt, erfordert auch eine ungewöhnliche und vergrößerte Anstrengung der Sehnerven. Je mehr eine Farbe von dem weißen Grundton absteht, desto schlimmere Wirkungen übt sie aus. —

— In Swinemünde wurden zwei Frauenleichen aus dem Wasser gezogen. In dem einen Falle scheint es sich um einen Mord zu handeln. —

— St. Johann. Durch Explosion einer Pulver- oder Dynamitpatrone im Frühstückssaal der bei der städtischen Wassergewinnungsanlage in Saarbrücken beschäftigten Personen wurden zwei Arbeiter und der Heizer im nebenliegenden Maschinenraum sofort getödtet. Auffallend ist die gängliche Zertrümmerung des im Frühstückssaal befindlichen Ofens. —

— In Neuwied (Rheinland) kam es am Dienstag bei der Carnevalfeier zu Unschreitungen. Die Schulkleute, die von ihren Waffen Gebrauch machten, mußten sich nach dem Wackelokal zurückziehen. —

— In Koblenz wurde am 3. März früh 6 1/2 Uhr ein heftiger Erdstoß verspürt. —

— In Dresden hat eine 31jährige von ihrem Ehemanne getrennt lebende Frau, eine frühere Schauspielerin, ihr 5 Jahre altes Töchterchen und dann sich selbst erschossen. —

— Im Billnitzer Schloßgarten befindet sich eine zweihundertjährige Camellie. Der Baum steht in freier Erde und ist über 7 Meter hoch. —

— In Deggendorf (Bayern) erschlug ein Dorfleviehändler seine Frau mit einem Beil und schnitt sich dann selbst den Hals ab. —

— In der Nähe von Nürnberg ist ein Knecht aus dem Dienst gelaufen, weil ihm in dem Hofe, in dem er diente, die „Drud“ gar erschrecklich brücte. — „Drud“ ist das personifizierte Alptrüden. Die „Drud“ kommt „nach dem Volksglauben“ durch ein leeres Nloch in die Schlafkammer. —

— Ein römisches Kindergrab, das an 1500 Jahre alt ist, wurde bei Worms geöffnet. Dabei kamen Kinderpfeifen zu tage. Man fand bei der kleinen Leiche außer verschiedenen schönen Gläsern, einen ganzen Satz kleiner, unseren Brummkreiseln ähnlicher Sachen, dabei noch aus blauem und grünem Glase gefertigte Spielmarken, ferner einen kleinen Vogel aus Thon und zwei Schälchen aus Glas. —

— In der Nacht zum Mittwoch hat ein schwerer Südweststurm an der Süd- und Westküste Englands gewüthet und großen Schaden angerichtet. Eine ganze Anzahl Schiffe sind gescheitert. —

— Ein Betrugsfall nach amerikanischem Muster ist in München vorgekommen. Bei der Post liefen fünf telegraphische Anweisungen ein. Die Gesamtsumme, 2000 M., wurde an den Adressaten ausbezahlt. Nachträglich hat sich herausgestellt, daß die Telegramme gefälscht waren, aber in äußerst raffinirter Weise. Es wurde abends in der Nähe von Ingolstadt ein Telegraphendraht, der nach München führt, entzweigeknickt, ein Apparat eingeschaltet und auf diese Weise die Telegramme nach München befördert. —

— Von der Pest. In Bombay ist die Seuche wieder in der Zunahme begriffen. Die Pilgerfahrten sind von der indischen Regierung verboten worden. — Auf dem englischen Dampfer „Venus“, der von Bombay nach London unterwegs ist, ereignete sich ein Pestfall. Dem Kranken wurde die Aufnahme in das Spital in Malta verweigert. —